

# "Englands Überwältigung durch Deutschland"

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **52=72 (1906)**

Heft 32

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-98345>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

keit, die Entfernungen genau zu ermitteln und selbst mit guten Ferngläsern das Aufschlagen der Geschosse beobachten zu können. Je genauer aber geschossen wird, je grösser also die Präzision ist, umso notwendiger ist es, dass die gedrängte Garbe richtig zum Ziele liege, wenn man Erfolg haben will. Durch Verwendung der Stützen wird aber die Präzision so bedeutend erhöht, dass ein Fehler von 100 m in der Visierwahl den Erfolg auf Null herabzusetzen vermag.

Nun sind die gegenwärtig gebräuchlichen Entfernungsmesser, die Teleometer, sehr unvollkommene und viel zu langsam und ungenau arbeitende Instrumente, die namentlich auf den Entfernungen über 1000 m, um die es sich hier vornehmlich handelt, gewöhnlich vollständig versagen.

Wir müssen demnach Mittel und Wege suchen, um unser Feuer recht wirksam zu machen, um ihm den grösstmöglichen Erfolg zu sichern, und um das zu erreichen, gibt es nur ein einziges Mittel: wir müssen das genaue Visier kennen, wir müssen das entsprechende Visier — nicht die Entfernung — festzulegen trachten. Moret de Monjou schlägt nun vor, der Infanterie ein kleines, leichtes Geschütz zuzuteilen, das die Mannschaft selber fortzuschleppen vermag und das eine kleine Granate mit sehr starker Rauchentwicklung verfeuert, womit man imstande wäre, ähnlich wie die Artillerie es beim Einschiessen zu tun pflegt, eine Gabel zu erschiessen, wodurch die Entfernung festgelegt wäre.

Der Gedanke ist wirklich originell und gar nicht so übel, wenn der Feind uns nur jeweilen Zeit zum Eingabeln lassen würde! Der Vorschlag würde die alten Regimentsgeschütze der Linear-taktik gewissermassen wieder aufleben lassen. Das Geschütz erhält den Namen Schätzerkanone und würde, wie Moret de Monjou ausführt, der Infanterie gestatten, schon auf 2400 m dichte Garben in die Reihen der Feinde zu werfen: das Fernfeuer würde zu einer geradezu schrecklichen Macht anwachsen, eine Gestalt annehmen, die man sich kaum vorstellen kann und das Gefechtsfeld erhielte ein ganz anderes Aussehen.

Um die Neuerung voll und ganz auszunützen, müsste am Gewehr eine Zielvorrichtung angebracht werden, deren Hauptbestandteil in einem achromatischen Fernrohr mit Fadenkreuz bestehen würde. Das Fernrohr mit fünf- bis sechsfacher Vergrösserung gestattete zudem dem Schützen eine genaue Beobachtung des Geländes — daraus ergibt sich, dass das Fernrohr eine ziemlich komplizierte Konstruktion erhalten müsste, insofern ein einfaches astronomisches, das verkehrte Bilder liefert, nicht

genügen dürfte. Übrigens hat die Kriegstechnische Zeitschrift vor noch nicht sehr langer Zeit einen hübschen Aufsatz über Zielfernrohre für Infanterie veröffentlicht: die Sache ist also praktisch bereits durchgeführt.

Wie wir soeben vernehmen, hat Moret de Monjou seine Gedanken in einer Broschüre niedergelegt und sie der französischen Heeresverwaltung überreicht. M.

Anmerkung. Seit der Niederschrift des vorliegenden Aufsatzes hat der erste Teil des „Vorschlages“ auch für uns aktuelles Interesse erlangt. Wie die Zeitungen melden, hat nämlich Herr Oberstleutnant J. Moser in Thun eine Gewehrstütze zum Patent angemeldet, die allen billigen Anforderungen zu entsprechen scheint. Jedenfalls wird in der Folge da und dort von der Angelegenheit gesprochen werden.

### „Englands Überwältigung durch Deutschland.“

(Schluss.)

Was sagt nun der gesunde Menschenverstand dazu?

Natürlich ist die ganze „Geschichte“ wertloses Geschwätz. Wenn man in solchen Dingen der Phantasie die Zügel schiessen lässt, so kann man nicht nur alles demonstrieren und beweisen, sondern noch viel krauseres Zeug zusammenbrauen. Wozu denn der viele Lärm?

Das eigentlich Wertvolle und Interessante ist der Zweck, der damit erreicht werden soll und der genau der gleiche ist, wie der, den der reizende kleine „Scherz“ am Schlusse der eben beendeten grossen englischen Flottenmanöver erreichen will.

Dieser Zweck ist, den englischen Bürger und Philister, der nur an den Gelderwerb denkt, dessen Sinn nach nichts anderem denn nach dem Schilling geht, der sich an allem, was das Militärwesen beschlägt, nicht nur indifferent verhält, sondern der ihm geradezu innerlich feindselig gegenübersteht, aus seinem Phlegma aufzurütteln, ihn gruseln zu machen vor den Folgen, die eine Vernachlässigung des Wehrwesens mit sich bringt, ihm zu zeigen, dass es seine heilige Pflicht ist, dafür zu sorgen, dass das Land wehrfähig gemacht wird. Das beweist uns ein sehr interessanter Passus deutlich, wo wir lesen: „Der junge Engländer ist meist unternehmender, gewandter und hat mehr Energie wie der Deutsche. Wie nun kam es, dass der deutsche Soldat sich auf dem Schlachtfelde dem englischen so sehr überlegen zeigte? Wir antworten: weil in Deutschland die besten Männer dienen und weil es seine Waffenehre der Elite der Bevölkerung anvertraut, deren Stolz es ist, waffentüchtig zu sein.“

Diese Leute dienen dem Vaterland in den ersten Jahren kräftiger Mannheit. Wir dagegen haben unser Volk das Kriegshandwerk verachten gelehrt. Wir suchten unsere Soldaten auf der Landstrasse und auf Nebenwegen, zahlten ihnen hohen Sold und warben Knaben an, die so schwach waren, dass es unmöglich schien, sie gründlich auszubilden, da sie körperlich unfähig waren, den ganzen Tag über Dienst zu tun.“

Wenn man dem englischen Spiessbürger vorhält, wie schlimm es um die Wehrfähigkeit des Landes bestellt ist, so pflegt er sich stets damit zu beruhigen, dass eine Landung des Feindes an der britischen Küste ein Ding der Unmöglichkeit sei. Damit ist für ihn alles abgetan. Die Schrift sucht aber gerade das Gegenteil zu beweisen, insofern wenigstens, als die Überraschung nur mit Infanterie erfolgt.

Deshalb führt die Broschüre den Titel: Mene Tekel! Sie will der Allgemeinheit zeigen, dass die Ausbildung des Heeres eine ungenügende, dass die Organisation des Wehrwesens eine grundfalsche ist. Bezüglich der ersten Fragen finden sich einige hochinteressante Stellen vor.

„Schiessübungen sind das ABC jeder Infanterieausbildung, und Gefechtsschiessen in ausgiebigster Weise ist unbedingt notwendig, um den Soldat felddiensttüchtig zu machen. Dieser so wichtige Dienstzweig blieb aber völlig vernachlässigt oder ward im besten Falle zu einer Komödie, denn um Gefechtsschiessen zweckmässig auszuführen, muss man ausgedehnte Terrainstrecken zur Verfügung haben, und solche sind bei uns nur sehr schwer zu finden.“

Über die Offiziere der englischen Miliz wird ein geradezu vernichtendes Urteil gefällt. „. . . Die übrigen waren Offiziere, welche die Übung wie einen Monat der Ausspannung betrachteten, um mit lustigen Gefährten zusammenzutreffen; den Dienst wenig ernst nehmend, überliessen sie denselben grösstenteils den von der Linie dazu abkommandierten Sergeanten.“

Was die Organisation des Heeres anbetrifft, so macht der Verfasser eine Anzahl Vorschläge, die am Schlusse der Schrift übersichtlich zusammengestellt zu finden sind, und wir fragen uns daher unwillkürlich: Sind diese Vorschläge für den Zweck genügend oder hat er sich auf Kompromisse eingelassen, d. h. auf etwas ungenügendes sich beschränkt, weil genügendes nicht zu erhalten ist?

Man könnte wohl erwarten, der Generalstabs-offizier fordere rückhaltlos die allgemeine Wehrpflicht, die doch gewiss das einzige Remedium wäre, um solchen Katastrophen, wie die geschilderte, wirksam vorzubeugen. Das ist aber keineswegs der Fall. Und warum tut er das nicht? Offenbar aus dem Grunde, weil er weiss, dass er damit nicht

durchdringen wird — ein durchaus falscher Standpunkt. Er sucht in England nach Vaterlandsliebe, findet aber statt Hingebung wie in Japan und Deutschland nur „Konzerthallenpatriotismus“! Dem trägt er leider offenbar Rechnung. Statt eine Reorganisation an Haupt und Gliedern zu verlangen, sucht er zu flicken, das Milizwahlssystem beizubehalten, die Volunteers zu beseitigen und dadurch die Möglichkeit zu schaffen, ein „nationales Heer“ zu erhalten. Doch lassen wir ihn selber sprechen:

Die Landmacht wird in folgender Weise organisiert:

a) Eine Armee mit langer Dienstzeit (15 Jahre), als Friedensbesatzung für Indien und die Kolonien bestimmt, 20,000 Mann derselben beständig in Aldershot stationiert, stets zu kleinen auswärtigen Expeditionen bereit.

b) 10 Bataillone Garde, verpflichtet zu dreijährigem Dienst bei der Fahne und neun in der Reserve, sind bestimmt, die Kategorie a) bei Feldzügen zu unterstützen, die mehr als 20,000 Mann erfordern, aber nicht von so grosser Wichtigkeit sind, dass man die Gewerbstätigkeit der Nation dadurch stört, dass man die Kategorie d) einberuft.

c) 30,000 Mann Volunteers bestehen bis auf weiteres fort.

d) Eine Armee von 100,000 Mann bei der Fahne wird nach dem etwas mehr ausgedehnten bisherigen Milizwahlssystem aufgebracht mit einer einjährigen Dienstzeit bei der Infanterie und einer zweijährigen für die Kavallerie und Artillerie, sowie neun und acht Jahren Reservepflicht. Während der ersten fünf Jahre ihres Dienstes können die Leute im Notfalle nach jedem Teile des britischen Reiches gesandt werden, aber während der letzten fünf Jahre kann dies nur geschehen, wenn sie sich freiwillig melden. Diese Kategorie wird, nachdem das System 10 Jahre (!) in Kraft gestanden, 900,000 bis eine Million Mann ergeben. Danach fallen die Volunteers weg.

Von der Kategorie a) erhält jeder Mann die Erlaubnis, zwei oder drei Jahre in England zuzubringen. Vier Kompagnien der 74 Bataillone sind stets präsent (250 Mann), die fünften Kompagnien (215 Mann) bestehen nur aus im Auslande gedienten Leuten. Letztere Einheiten bilden keine Rekruten aus. Zu Nebendiensten dürfen keine Leute abkommandiert werden. Zu solchen Zwecken dient das 35,000 Mann starke Veteranenkorps, das aus ausgedienten Leuten der Kategorie a) sich rekrutiert und dessen Angehörige später im Zivildienst Verwendung finden sollen.

100,000 Mann der Kategorie d) sind stets bei der Fahne. Jede Gemeinde hat

einen im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl festgesetzten Teildiensttauglicher Männer zu stellen. Durch das Los wird entschieden, wer zu dienen hat. Damit ist also das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht umgangen!

Die Erfahrung lehrt, dass 30 % der ins 20. Lebensjahr eintretenden jungen Männer einberufen werden. Die hiezu Ausgelosten werden ärztlich untersucht; im Falle Leute dienstunbrauchbar gefunden, werden andere dafür eingestellt. Bevor man zur Losung schreitet, wird angefragt, wer sich freiwillig für die Kavallerie mit zweijähriger Dienstzeit meldet. Die Leute sind während der ersten fünf Jahre, einschliesslich das Jahr, wo sie bei der Fahne stehen, im Notfall zum Auslandsdienst verpflichtet. Das Grundprinzip der Armeedienstpflicht ist ein durchaus demokratisches.

Pflege des Patriotismus und des Pflichtbewusstseins gegen den Staat, sowie Exerzieren und Schiessübungen stehen in jeder Schule des Königreichs auf dem Lehrplan. Dieser erste Unterricht trägt sehr dazu bei, dass in England ein Jahr für die militärische Ausbildung genügt.

Grosse Landankäufe liefern ausgezeichnete Gefechtsschiessplätze, die offenbar auch von den Schülern benützt werden dürfen. Man sieht, die deutsche Invasion hat Wunder bewirkt. Vorher hiess es: Die Nation ist luxuriös und vulgär geworden, und dem ist hauptsächlich ihre Abneigung gegen jede Art militärischer Dienstpflicht zuzuschreiben. Unsere nationalen Spiele und Sports trugen etwas dazu bei, diesen ungünstigen Einfluss abzuschwächen, aber die Art, in welcher mit Cricket und Fussball Götzendienst getrieben wird, hat ebenso üble wie gute Folgen. Diese Spiele wie der Sport waren, wenn sie ohne Übertreibung stattfanden, ausgezeichnet und übten einen erfrischenden Einfluss auf Geist und Körper aus, aber diejenigen, welche darin Meister waren, für Halbgötter betrachten, wird zum nachteilig wirkenden Missbrauch. Jetzt heisst es: Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht stand im Gegensatze zur Volksstimme, aber die wirkliche Einführung derselben (?) hat geringere Unzufriedenheit hervorgerufen, als danach anzunehmen war. Die Tatsache, dass Männer aller Lebensstellungen ihre Militärpflicht erfüllen, hat die moralische Qualität des Soldatenstandes gehoben. . . . Das ist nun ja alles schön und gut und recht, allein ist ein solches Milizwahlssystem, das weder Fisch noch Vogel ist, nicht eine bedenkliche Halbheit, umsomehr noch, als nicht alle Stellungspflichtigen, sondern

nur ein „im Verhältnis zur Bevölkerungszahl der Gemeinde festgesetzter Teil“ zur Losung erscheint! Jedenfalls ist es vom Begriff der allgemeinen Wehrpflicht, wie wir sie kennen, für die wir riesige Opfer bringen, sehr weit entfernt.

Der Offiziersstand soll ebenfalls gehoben werden. Die Offiziere der regulären Armee und der zum Auslandsdienst verpflichteten Bataillone der Klasse d) müssen einen Lehrkurs absolviert und ein Examen bestanden haben. Der Offiziersaspirant steht sechs Monate lang als Soldat in Reih und Glied, wird Unteroffizier, dann provisorisch zum Sekondeleutnant ernannt und legt als solcher die Prüfung ab. Nach 6 Jahren kann er Leutnant und später Hauptmann werden. Ein sprungweises Avancement zu einer höheren als der Majorscharge findet nicht statt: ein Offizier, der seiner Anciennetät nach in höhere Stellung zu rücken an der Reihe ist, wird entweder befördert oder veranlasst, seinen Abschied einzureichen. Jeder Offizier unter Generalmajorsrang muss vor jeder Beförderung zwei Jahre bei der Truppe, der er angehört, in seiner bisherigen Stellung Dienst getan haben. —

Mit diesen Vorschlägen also glaubt der englische Generalstabsoffizier auszukommen. Er bemerkt zum Schluss: Jenes Drittel aller Männer, welches den Vorteil genoss, ein Jahr mit der Waffe ausgebildet und militärischer Disziplin unterstellt zu sein, kann auf den ersten Blick von den anderen zwei Dritteln unterschieden werden. Es sind Männer von besserem physischen Aussehen, die, weil sie an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt sind, von Arbeitgebern gesucht werden. Warum, fragen wir uns, will er dann diese Wohltat nicht allen physisch Tauglichen gönnen? Hängt das vielleicht zusammen mit seiner Freude am „Geschäftselement“, das besonders gepflegt werden muss? Wenigstens lässt folgende Stelle es vermuten: . . . Ich finde im öffentlichen Leben, im Parlament, in der Armee viele Männer, welche Privatinteressen verfolgen. Im Parlament sind viel zu viel Juristen, wir brauchen mehr Geschäftsleute in beiden Häusern. Das Geschäftselement ist in jeder Regierung unentbehrlich, in England aber mehr wie anderswo. . . .

Es ist gerade als ob zwei Seelen im gleichen Körper mit einander um die Herrschaft stritten. Der Verfasser kennt offenbar seine Leute genau und weiss, dass nur ganz grobe Mittel den englischen Bürger aufzurütteln vermögen, das allernotwendigste für sein Heer zu leisten, ähnlich wie das auch die Marinebehörden eingesehen haben. Allein man darf nie vergessen, wer etwas erreichen will, muss viel mehr fordern als er schliesslich haben möchte. Es muss also

in Britannien bedeutend schlimmer stehen als man gemeiniglich glaubt. Und das ist im höchsten Grade merkwürdig für ein Volk, das in gleicher Weise stolz ist auf seine Grösse, wie auf seine Freiheit.

Mögen Englands führende Geister ebenso wenig wie seine Bewohner je vergessen, dass es nicht damit getan ist, für kleine Scherze Millionen zu opfern, sondern dass es der Geist ist, der lebendig macht. Die Geschichte lehrt auf jedem Blatte, dass ein Volk, auch wenn seine Vergangenheit noch so ruhmvoll, seine Taten noch so bedeutende sind, untergehen muss, wenn es seine heiligsten Güter, seine Mannhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, preisgibt. Aus diesem Grunde ist der Wahrspruch der Broschüre für den Briten wie für jeden Bürger nur allzu richtig:

Mene, mene tekel upharsin!

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre! M.

### Verwendung von Scharfschützen gegen Mitrailleusen 1870/71 und gegen Maschinengewehre in Zukunft.

„Maschinengewehre, die ein schwer zu treffendes Ziel bieten und der Infanterie bereits auf den weiten Entfernungen Verluste beibringen können, sind womöglich aus der Nähe zu bekämpfen.“ (Ziffer 453 des Exerzier-Reglements für die Infanterie.)

Der Verfasser der überaus lehrreichen Aufsätze „Gefechtsschiessen der Infanterie“ hebt in Nr. 81 des Militär-Wochenblattes hervor: „Es wird demnach mehr und mehr gelehrt, dass man versuchen soll, durch einzelne Scharfschützen, die im Gelände unauffällig sich heranpürschen, einen Erfolg zu erstreben. Die im Kampfe mit dem Bataillon liegenden Maschinengewehre können sich gegen wenige gut eingerichtete, daher unsichtbar werdende Infanteristen, deren Lage und Entfernung nicht ganz genau bekannt ist, kaum wenden.“

Vergleicht man hiermit die zu Beginn des Feldzuges 1870/71 deutscherseits getroffenen Massnahmen zur Bekämpfung der Mitrailleusen, so ergibt sich der Schluss: „Alles schon dagewesen.“

Unterm 30. Juli 1870 erliess z. B. General v. Hartmann, der Kommandierende des II. Bayerischen Armeekorps, nachstehende Verfügung: „Die Mitrailleusen der Franzosen, von welchen eine Batterie zu sechs Geschützen bei jeder Infanteriedivision eingeteilt ist, bilden in dem gegenwärtigen Kriege jenes Unbekannte, welches stets einen bedenklichen moralischen Eindruck auf den nicht vorbereiteten Soldaten macht. Es ist daher

anfangs mit grosser Umsicht gegen diese neue Waffe des Feindes vorzugehen.

Ihre Aufstellung ist sorgfältig ausspähen zu lassen. Sie wird insbesondere an jenen Punkten aufzusuchen sein, welche ein freies Gefechtsfeld vor sich haben.

Die Mitrailleusen in der Ferne sowie in der Nähe zu bekämpfen, ist zunächst die Aufgabe der Artillerie und letztere somit entsprechend anzuweisen.

Behufs Bekämpfung der Mitrailleusen durch die Infanterie befehle ich folgendes:

1. Es ist bei jedem Bataillon ein besonderer Schützenzug zu bilden, bestehend aus: 1 findigen Offizier, 2 tüchtigen Unteroffizieren, 25 bis 30 der besten Schützen.

Diese Schützenzüge sollen vorzugsweise auf die weiteren Entfernungen schiessen, sich daher an die feindlichen Mitrailleusenbatterien heranschleichen und dieselben sowie Reitergruppen, berittene und unberittene Offiziere u. s. w. aus möglichst gedeckter Stellung beschiessen.

Beim Beginn des Gefechts sind diese Schützenzüge zur Verfügung der Obersten und der selbstständigen Bataillonskommandanten, auch unter Umständen der Brigadiers, in Reserve zu halten.

2. Gegen die mit Gewissheit wahrgenommenen Mitrailleusen ist ferner von den diesseitigen Abteilungen ein konzentriertes Schützenfeuer zu richten, weiter als auf 600 Schritt aber nur durch die verlässigeren Schützen feuern zu lassen.

Ein allgemeines Tirailleurfeuer auf grosse Entfernungen ist durchaus verwerflich, auf Aufrechterhaltung der Feuerdisziplin in dieser Richtung daher mit unnachsichtlicher Strenge zu halten und die Kompagnieoffiziere persönlich hierfür verantwortlich zu machen . .

Zum Aufsuchen der Mitrailleusen haben unter anderem auch die mitfolgenden zwei Feldstecher zu dienen, welche daher versuchsweise an Kommandanten der nach Ziffer 1 zu bildenden Schützenzüge abzugeben sind.“ (Königlich Bayerisches Kriegsarchiv 1870/71 II. Armeekorps B. 9.)

Dass ein Heranpürschen an den Feind sehr wohl möglich ist, besonders bei hohem Getreidestand, beweist die Wegnahme mehrerer österreichischer Batterien bei Königgrätz durch preussische Schützen, die, im hohen Getreide vorgehend, überraschend in nächster Nähe der feindlichen Batterien auftauchten!

Sowohl Maschinengewehren wie Artillerie gegenüber wird auch in Zukunft in unübersichtlichem Gelände ein solches Verfahren Erfolg versprechen, besonders, wenn lange Artillerielinien des Schutzes vor die Front vorgeschobener Infanterie entbehren. (Ziffer 448 des Exerzier-Reglements für die Infanterie.)